



In großen Scharen strömen Frauen und Männer zu den Wahlkampfveranstaltungen. Demokratische Übungen haben am Nil noch große Strahlkraft.

Fotos: Eglau

Fasziniert vom Festival der Redefreiheit

Premiere Zum ersten Mal in 5000 Jahren bestimmen die Ägypter ihren Staatsführer in freier Wahl. Beste Chancen haben ein früherer Muslimbruder und Mubaraks alter Chefdiplomat. *Von Martin Gehlen*

Aus den Lautsprechern dröhnt eingängige Musik zu wummern Bassen. „Abolfotoh wird unser Land beschützen, unsere Rechte achten und Ägypten zu einem neuen Leben hinführen“, schmachtet die Stimme des jungen Sängers. Dann und wann wabern Schwaden von Mopedabgasen über die Köpfe der Publikums. Die Zuhörer haben sich erwartungsfroh schnatternd auf den Reihen aus schmalen Blechstühlen niedergelassen. Manche haben ihre Kinder dabei, andere studieren konzentriert das Hochglanz-Flugblatt mit Lebenslauf und Programm des Kandidaten, verteilt von Helfern in orangenen Westen. „Er ist weder Amerikaner, Brite noch Iraner, er stahl nie ein Stück Land und hat saubere Hände“, jubiliert die Pophymne in ihrer nächsten Strophe, während ganz vorne die Majestäten des Ortes Awsin Platz nehmen – Imam, Bürgermeister, Schuldirektor und Chef der Bank.

Zwei Spuren der Hauptstraße sind an diesem Abend mit bunten Sichtblenden von dem Durchgangsverkehr abgetrennt. Vor der Front aus gesichtslosen, unverputzten Wohnkästen mit roten Ziegeln stehen ein paar verstaubte Zypressen und Palmen, die den Abgasen trotzen. Die Hälfte der rund 75 000 Einwohner hier lebt von der Landwirtschaft, bestellt mit Wasserbüffeln und Handpflug die umliegenden Felder. Die andere Hälfte pendelt Tag für Tag anderthalb Stunden in voll gestopften Minibussen entlang der löchrigten Uferstraße zur Arbeit in die ägyptische Millionenmetropole. Und so wie in diesem Nilstädtchen Awsin nördlich von Kairo sieht es überall aus im Delta, wo die Mehrheit der 85 Millionen Ägypter wohnt.

Diese Woche erlebt Ägypten seine zweite große demokratische Premiere in diesem Jahr. Im Januar wurde das Parlament gewählt. Nun sind die 40 Millionen Wahlberechtigten am 23. und 24. Mai aufgerufen, ihren Präsidenten zu bestimmen – den ersten direkt vom Volk gewählten Staatschef des Arabischen Frühlings. 13 Kandidaten kämpfen um die Nachfolge des gestürzten Hosni Mubarak, der in einem Militärkrankenhaus in Kairo auf das Urteil in seinem Prozess wartet. Am 21. Juni soll der Neue offiziell die Macht vom Obersten Militärrat übernehmen.

Ein kümmerlich knatterndes Feuerwerk kündigt in Awsin die Ankunft des Kandidaten an. Abdel Moneim Abolfotoh, ein wuchtiger Mann mit weißem Haar und auffallend großen Ohren, hat die Ausstrahlung eines väterlichen Landarztes. Schon als junger Medizinstudent forderte er 1975 bei einer Diskussion an der Universität den damaligen Staatspräsidenten Anwar al-Sadat offen heraus. Das inzwischen legendäre Tondokument des gereizten Wortwechsels ist auf Youtube ein Renner. Sadat sei umgeben von Kriechern und Heuchlern, hielt der junge Mann damals dem sakrosankten Präsidenten vor. „Halt den Mund, stell dich anständig hin, du redest mit dem Führer des ägyptischen Volkes“, herrschte Sadat ihn an. „Ich stehe anständig“, gab dieser ruhig und bestimmt zurück. Heute

könnte Abolfotoh selbst Präsident Ägyptens werden. Fünf Jahre saß der Vater von sechs Kindern unter Mubarak im Gefängnis. Lange war er führendes Mitglied der Muslimbruderschaft, galt jedoch stets als relativ moderat und reformoffen.

Vor einem Jahr warfen ihn die Brüder raus, als er auf eigene Faust seine Kandidatur für das Präsidentenamt erklärte. Heute unterstützen ihn die radikalen Salafisten genauso wie der Chefblogger der Revolution, Wael Ghonim, sowie beträchtliche Teile der jungen Muslimbrüder. Und so bietet er allen etwas. Den Salafisten stellt er die Einführung der Scharia in Aussicht, im Blick auf die säkularen Wähler knüpft er das gleichzeitig an Bedingungen, die faktisch unerfüllbar sind. Erst müsse in Ägypten die Armut verschwinden und soziale Gerechtigkeit für alle herrschen, sagt er, bevor Gesetze eingeführt würden, nach denen Dieben die Hand abgehakt wird.

„Wir wollen ein Leben in Würde, wir wollen keine Willkür mehr der Polizei, und wir wollen einen anständigen Lohn für unsere Arbeit“, sagt Samaa Tallima, die als Staatsangestellte die Website des Kairoer Zoos betreut und nicht einmal 100 Euro im Monat verdient. Für Menschen wie sie hat Abolfotoh eine doppelte Botschaft. Ägypten braucht einen wirklichen Wechsel und ein neues Verhältnis zwischen Volk und Regierenden. „Ich höre euch zu, ich will euch dienen“, ruft er in den brausenden Applaus hinein.

Aber auch seine härtesten Konkurrenten wissen ihre Anhänger zu mobilisieren.

„Wir wollen ein Leben in Würde, wir wollen keine Willkür der Polizei mehr.“

Samaa Tallima, Staatsangestellte

Die konservative Muslimbruderschaft hat ihren steifen Vorsitzenden der „Partei für Frieden und Gerechtigkeit“, Mohamed Mursi, ins Rennen geschickt, der seit seinen Studententagen Mitte der siebziger Jahre dabei ist. Mursi lebte zwischendurch in Kalifornien, seine Kinder haben die amerikanische Staatsbürgerschaft. 1995 stieg der heute 61-Jährige in das politische Zentralkomitee auf, den wie eine Geheimloge tagenden obersten Zirkel der Muslimbruderschaft. „Unser Kandidat verkörpert ein Programm und nicht nur Charisma“, erläutert einer aus der Führungsriege an diesem Abend vor der Amr-



Der Präsidentschaftskandidat Abdel Moneim Abolfotoh gilt als Favorit. Er bietet allen Wählerschichten etwas.

ibu-al-As-Moschee in Alt-Kairo, wo einst die arabisch-islamische Eroberung Ägyptens begann und heute ein Viertel von Kleinhändlern ist.

Wo immer Mursi auftritt, sind viele Tausend straff organisierte Anhänger auf den Beinen, mehr als bei allen anderen Kandidaten. Broschüren, Mützen, Wahlbuttons und T-Shirts mit seinem Gesicht werden in rauen Mengen feilgeboten. „Der Koran ist unsere Verfassung, die Scharia unser Gesetz“, skandiert die Menge und „Mursi ist einer von uns. Mursi – das sind wir alle.“ Hinter dem Kandidaten stehen mächtige Bataillone, die seine politischen Versprechungen tatsächlich umsetzen können, heißt die Botschaft an die Wähler. Und was dem unteretzten Mursi an rhetorischem Talent und Ausstrahlung fehlt, gleicht ein halbes Dutzend Mitredner aus den Reihen des islamistischen Politbüros aus. „Wir wollen die Vereinigten Staaten von Arabien mit Jerusalem als Hauptstadt“, ruft einer der Einpeitscher unter frenetischem Jubel der Menge. Mit Mursi an der Spitze werde man nach Jerusalem ziehen – und wenn das eine Million Märtyrer koste. Als der biedere, in den USA promovierte Professor für Ingenieurwissenschaften schließlich nahe Mitternacht als Letzter zu Wort kommt, wirkt er nur noch wie ein müder

„Ägypten ist in seiner größten Existenzkrise. Die Menschen wollen jemanden, der weiß was zu tun ist.“

Amre Moussa, Präsidentschaftskandidat

Abgesang. „Unser Land steht unter dem Schutz von Allah“, deklamiert er spröde und verspricht, künftig 15 Prozent des Staatsetats in das Gesundheitswesen und 25 Prozent in das Erziehungswesen zu stecken. Was sind deine Pläne, werde er oft gefragt. „Es gibt nur eine Richtung und die ist nach vorne, um das Land wirklich zu befreien und zu entwickeln“, antwortet er selbst, bevor er nach 15 Minuten abrupt mit einem patriotischen Gedicht schließt.

Das säkulare Lager dagegen scharf sich hinter dem langjährigen Generalsekretär der Arabischen Liga, Amre Moussa. Der ist kein Freund bedeutungsschwangerer Polityrik. „Ägypten ist in seiner größten Existenzkrise. Die Menschen wollen jemanden, der weiß, was jetzt zu tun ist“, wirbt der 75-Jährige für sich. Seine Reden sind ausgefeilt, ohne Schnörkel. Perfekt sitzender Anzug und polierte Manieren: Moussa verkauft sich als weltläufiger Staatsmann und kompetenter Patriot. Nur wenn er als „Feloul“ bezeichnet wird, als ein Relikt des Mubarak-Regimes, versteinert sich seine Miene. Die Augen funkeln, sein Ton wird schneidend.

Von 1991 bis 2001 war der Karrierediplomat Außenminister Ägyptens, bis ihn Hosni Mubarak zur Arabischen Liga wogelte, deren Generalsekretär er zehn Jahre lang blieb. Ägypten brauche einen Köhner an der Spitze und keinen Anfänger, der seinen Job erst noch lernen müsse, sagt er in einem Gespräch in seinem Wahlkampfquartier, einer zweistöckigen Villa mit großem Garten im bürgerlichen Stadtteil Dokki. Auf Werbetafeln in den Häuserfluchten lässt er sich plakatieren als neuer Baumeister Ägyptens. Mal sind hinter ihm Felder in saftigem Grün zu sehen, mal Arbeiter auf einer

Großbaustelle, mal posiert er wie ein Schutzpatron neben einem Ensemble von koptischen Kirchtürmen. Die Scharia als künftiges Rechtssystem für Ägypten steht für ihn nicht zur Debatte. Und so präsentiert sich Moussa als der Kandidat des liberalen Ägyptens, der fähig ist, den Einfluss der Islamisten zu begrenzen.

Wenige Tage vor der Abstimmung liegt Moussa laut Umfragen zusammen mit dem moderaten Ex-Muslimbruder Abolfotoh in der Gunst vorne. Und so trafen beide zu einem Fernsehduell aufeinander, um dem Volk ihre Politik zu erklären – für das 60 Jahre diktatorisch regierte Land am Nil eine historische Premiere. Vier Stunden saßen Millionen Menschen gebannt vor den Fernsehern und konnten nicht genug kriegen von diesem Festival der Redefreiheit.

Im Studio ging es zwischen den Kontrahenten praktisch um alles – Steuersystem und Polizeireform, Gesundheits- und Erziehungswesen, die Rolle der Scharia und des Militärs sowie das künftige Verhältnis zu Israel. Im dramatischen Finale der Debatte gingen die beiden Favoriten für das höchste Staatsamt dann noch einmal frontal aufeinander los. Abolfotoh hielt seinem Rivalen vor, ein Mann des alten Regimes zu sein. Mit Moussa werde es keinen Neuanfang geben. Er werde das Land zurückwerfen auf das Niveau der Mubarak-Zeit – dieselben alten Ideen, dieselbe alte Politik, dieselben alten Gesichter. Er könne das Volk nur warnen, Abolfotoh zum Präsidenten zu wählen, retournierte Moussa empört. „Er hat keine Erfahrung. Er ist nicht qualifiziert. Sein Programm ist schwammig. Und er kann das Land nicht führen.“

Spielball Afghanistan

Nato Die Allianz hat Übung darin entwickelt, die Lage politischen Wünschen anzupassen. *Von Christopher Ziedler*

Beim Nato-Gipfel ist erneut nach Kräften versucht worden, dem des Afghanistankrieges überdrüssigen Heimatpublikum Sand in die Augen zu streuen. US-Präsident Barack Obama hat wieder mit der Jahreszahl 2013 gespielt. Doch ist der Zeitpunkt, zu dem die Afghanen die Führung aller Kampfeinsätze übernehmen, eben nicht gleichbedeutend mit dem Abzug: Nato-Truppen halten sich im Hintergrund. Ebenso unredlich ist es, dass kein Staats- und Regierungschef mehr das Wort „lageabhängig“ in den Mund nimmt. Es wird schlicht festgelegt, dass die Sicherheitslage Ende 2014 den Abzug erlauben wird. Selbstredend spricht keiner davon, wie viele Nato-Kräfte auf lange Sicht in Afghanistan bleiben. Die Vermutung liegt nahe, dass die Nachfolgeemission deutlich größer sein wird als heute gedacht – über bis zu 30 000 Soldaten wird gemunkelt.

Und schließlich gibt auch Frankreichs neuer Präsident François Hollande den politischen Illusionskünstler. Ohnehin fast untätige Kampfverbände abzuziehen und gut zwei Drittel des Personals vor Ort zu lassen, ist kein echter „Abzug“. Die anderen Partner schmerzt das Ausscheren dennoch, weil es ihren Rechtfertigungsdruck zuhause erhöht. Dass auch das alles nun kein Problem darstellen soll, passt ins Bild: Afghanistan ist längst ein innenpolitischer Spielball geworden – lageunabhängig.

Ein Bonbon

Prämien Gesundheitsminister Bahr setzt die Krankenkassen unter Druck – aus durchsichtigen Motiven. *Von Christoph Link*

Die finanzielle Entwicklung bei den gesetzlichen Krankenkassen ist erfreulich. Die meisten haben ihre Zusatzbeiträge abgeschafft und verlangen nur noch den Einheitsbeitrag von 15,5 Prozent. Einige haben ein dickes Polster angelegt, was das Bundesversicherungsamt auf den Plan gerufen hat. Mehr als zweieinhalb Monatsbeiträge sollten laufende Betriebskosten und Rücklagen nicht überschreiten.

Da stellt sich die Frage nach der Prämienrückzahlung. Einige Kassen haben in der Tat schon Beträge – rund 60 Euro pro Jahr – zurückerstattet. Eine Krankenkasse sei keine Sparkasse, sagt Gesundheitsminister Bahr. Er ermahnt die betroffenen Kassen zur Rückerstattung und droht mit einer gesetzlichen Regelung. Dabei weiß auch Bahr, der selbst mit einer Beitragsgrenzung die Versicherten entlasten könnte, dass die Lage fragil ist. Nächstes Jahr kommt eine Kürzung des Bundeszuschusses in Milliardenhöhe und ob die gute Konjunktur anhält, die den Geldsegen für die Krankenkassen brachte, steht in den Sternen. Die Kassen unterliegen einer Selbstverwaltung, die selbst entscheidet, ob die mit hohem Verwaltungsaufwand verbundene Prämienrückzahlung erfolgen soll. Das System funktioniert, und wenn Bahr es infrage stellt, darf dahinter ein Motiv vermutet werden: Er will im Wahljahr 2013 ein Bonbon an die Wähler verteilen.

Unten rechts

Widerstand!

Kürzlich wurde, aus welchen Gründen auch immer, darauf hingewiesen, dass die erste elektrische Schreibmaschine im Mai 1870, also vor 55 Jahren, auf den Markt kam. Das ist ein krummes Datum, das man sich nicht merken muss, denn das von IBM eingeführte und als sensationell empfundene Produkt wurde bereits in den achtziger Jahren vom Computer abgelöst. Doch das Interesse an Altgeräten scheint bei Sammlern zu wachsen, so wie Autobesteigerte sich Oldtimer zulegen. Offenbar gibt es im Zeitalter der elektronischen Überflutung bei manchen Menschen das Bedürfnis, einen Brief auf Papier zu tippen und das Gefühl auszukosten, sich der technologischen Entwicklung bewusst zu sein.

Ohne ihnen die Freude an einem Handmade-Produkt vergällen zu wollen, muss man aber sagen, dass die wahren Anhänger der mechanischen Schreibmaschine – die es seit 1877 gibt – deren elektrische Fortentwicklung tiefzuletzt verachten, weil sie das typische Klappern beseitigt hat und keinen Kraftaufwand mehr erfordert. Es ist der Widerstand der Technik, auf den Autoren wie Günter Grass oder Siegfried Lenz, die ihre Texte in die Maschine klopfen, nicht verzichten wollen. Was beim Denken gilt, gilt auch beim Schreiben: Was keine Mühe macht, ist nichts wert. *Werner Birkenmaier*



Das Großplakat wirbt für Amre Moussa, der schon unter Mubarak gedient hat.